

Wilhelm Droste (Budapest)

**Bernhard Kellermann und sein Tunnel in die Zukunft.
Die Welt im Netz der Vernetzung**

„Az Oceántól az Érig“¹

1. Utopien sind verräterisch

Bestseller sind in aller Regel ein Spiegelbild des Zeitgeschmacks, sie sind daher getreue Zeugen vom Stand der Dinge, utopische Romane entpuppen sich bei genauerem Hinsehen häufig erst recht als Kinder ihrer Zeit, denn wer wild in die Zukunft hineinphantasiert, der lässt seinen Launen freien Lauf und genießt es, nicht darauf achten zu müssen, legitimiert zu denken, er darf sich entfesselt fühlen und hemmungslos, gerade dadurch werden seine Phantasien häufig zu den nacktesten und naivsten Reflexen dessen, was ohnehin überall in der Luft liegt, sie sind erst recht Sklaven ihrer Zeit. Nichts vermag im Abstand von ein paar Jahren altmodischer und anachronistischer zu wirken als die für den Hausgebrauch entwickelten Utopien von gestern. Gerade technische Phantasien sind so wenig haltbar, weil Machbarkeit das Wesen der Technik ausmacht, und diese Machbarkeit ist der Phantasie somit chronisch immer ganz nah auf den Fersen. Das unterscheidet die technischen von den gesellschaftlichen Utopien, die können sich auf ihre Unsterblichkeit nahezu blind verlassen. Als Dietmar Schönherr mit dem Raumschiff Orion der gerade einigermaßen stabilisierten Bundesrepublik der Nachkriegsdeutschen im Fernsehabendprogramm entschwebte, da erfüllte er damals schon und heute um so mehr Bedürfnisse, die andere durch Heimatromane, Volksmusik und Schrebergärten stillen. Nicht umsonst sind die aufwendigen Science Fiction-Produktionen amerikanischer Machart so wunderbare Entspannungskuren am Wochenende. Hier wird genau der Hunger bedient, der sich im Alltag aufbaut. Regression im Weltraum.

¹ Das Motto verdreht den Gedichttitel von Endre Ady: *Vom Ér zum Ozean*.

Vom Ér zum Ozean

Der Ér, ein seltsam müder Graben / Voll Sandschlamm, Gräsern, Löwenzahn, / Doch Kraszna, Szamos, Theiß und Donau / Schleppen auch ihn zum Ozean.

Bricht skythische Last auch auf mich ein, / Mag Fluch mich hundertfach ergreifen, / Und Nagetier den Deich durchwühlen, / Ich werd den Ozean erreichen.

Ich will, mich treibt mein dunkler Mut, / Zum Wunder, welches stolz verkündet, / Daß einer, der am Ér beginnt, / Im Ozean dann endlich mündet.

(Nachdichtung von Wilhelm Droste. In: Drei Raben. Zeitschrift für ungarische Kultur 4 [2003], H.4-5, S. 22.)

Bernhard Kellermann (1879-1951) hat im Jahre 1913 mit seinem Roman *Der Tunnel* den ersten großen deutschen Bestseller geschrieben. Nach wenigen Monaten waren über hunderttausend Exemplare verkauft. Karl Kraus bemerkte schon im Dezemberheft seiner *Fackel*, man müsse demjenigen einen Literaturpreis verleihen, der dieses Buch noch nicht gelesen habe.² Schnell schlug der nationale Erfolg in einen internationalen um, das Buch wurde rasch in vierundzwanzig Sprachen übersetzt und eroberte den Erdball. Ein Science Fiction war in die Welt gesetzt, auf den diese offensichtlich geradezu begierig gewartet hatte. Akuteste Bedürfnisse wurden befriedigt, das Erstaunliche aber ist, dass dabei dennoch ein Werk zustande kam, das noch so manche Zukunft mit großem Gewinn genießen und studieren kann. Das liegt nicht zuletzt daran, dass die thematisierte technische Utopie, den Atlantik zu untertunneln und in diesen Tunnel schnelle Züge zu installieren, im Roman selbst schon überholt wird. Denn kaum ist der Tunnel nach Überwindung der allergrößten Widerstände technischer und menschlicher Natur fertig, da ist er auch schon technisch überholt, weil eine bedeutend schneller gewordene Schifffahrt und vor allem die neu entwickelten Flugzeuge günstiger und rascher transportieren als die durch die ewige Finsternis rasenden Züge der Tunnelbahn. Diese Selbstüberholung kennen gewöhnliche Science Fiction-Geschichten nicht. Auch in diesem Punkt waltet eine Intelligenz im Aufbau der Geschichte, die den ganzen Roman auszeichnet. Intelligenz, mehr noch aber die intensive emotionale Nähe zur Gegenwart. Kellermann gehört nicht zu den Autoren, die sich aus der Gegenwart in die Zukunft stehlen, weil sie mit ihr nichts anzufangen wissen: Für ihn ist Zukunft ein treibendes Moment der Gegenwart, und er befindet sich damit in der guten Gesellschaft des Phantasten Jules Verne und des Filmemachers Andrej Tarkowski. Wenn die in die Zukunft greifen, verraten sie uns die Geheimnisse der Gegenwart und sind selbst gegenwärtig.

Kellermann hat mit seiner Tunnelutopie im Stadium der Geburt etwas gespürt und festgehalten, was uns weltweit bis auf den heutigen Tag fasziniert und quält, in jedem Fall aber ausgiebig beschäftigt.

2. Die Story

Der Ingenieur MacAllan, der sich vom einfachen Bergwerksjungen zu einem anerkannten Erfinder hochgearbeitet hat, entwickelt den Werkstoff Allanit, mit dem ungleich erfolgreicher gebohrt werden kann als mit herkömmlichem Stahl. Er baut im Auftrag des amerikanischen Industriemagnaten C.H. Lloyd und des Atlantik Tunnel-Syndikats einen submarinen Tunnel, der eine Landverbindung für Schnellzüge von Amerika nach Europa bieten soll. MacAllan verpflichtet sich, diese gigantische technische Leistung in fünfzehn Jahren fertig zu stellen. Von fünf verschiedenen Stellen aus beginnen Massen von Arbeitern den Tunnel voranzutreiben, bis im siebten

² Kraus, Karl: Ich werde für einen Literaturpreis vorgeschlagen. In: Die Fackel Nr. 389/390 v. 15. Dezember 1913, S. 7.

Baujahr auf amerikanischer Seite eine gewaltige Explosion das ganze Werk auf furchtbare Weise stoppt. Bis zum Wahnsinn aufgebrachte Arbeiter töten Frau und Tochter Allans, die Panik greift auf alle anderen Baustellen über, das Unternehmen scheint absolut gescheitert zu sein. Blüten an den Bohrlöchern gewaltige, aus dem Boden gestampfte Großstädte, so greift nun der wirtschaftliche Bankrott um sich: Arbeitslosigkeit, verarmte Kleinaktionäre, Hunger und Hass. Nach längerem Rückzug rafft sich Allan noch einmal auf, mit Lloyds Kapital und dem Vermögen seiner zweiten Frau, der Tochter von Lloyd, kommt es doch zur Vollendung des Tunnels, wenn auch erst nach insgesamt sechszwanzig Jahren. Lloyd und Allen sind die ersten Passagiere. „Sie waren mit zwölf Minuten Verspätung in Europa eingetroffen.“³ Mit diesem Satz endet das Buch. Kellermann konzentriert sich in seiner leidenschaftlich reportagehaften Schilderung nicht nur auf die technische Seite, er versteht es, mit wenigen markanten Sätzen die Charaktere der Agierenden feinfühlig zu umreißen, so etwa den Charakter von Allans erster Frau Maud, der sich die Welt über Musik erschließt und die einen interessanten Gegenpol zum Helden der Geschichte bildet.

3. Der Tunnel als kollektiver Traum

In der krisengeschüttelten Zeit unmittelbar vor dem Ausbruch des Ersten Weltkrieges hat Kellermann Traumenergien beschrieben und befriedigt, die dann auf sehr verschiedene Weisen das 20. Jahrhundert prägen sollten, um bis in unsere Gegenwart hinein zu wirken.

Werner Fuld hat den Roman für die *Frankfurter Allgemeine Zeitung* neu gelesen und besprochen und in seiner Analyse völlig zurecht bemerkt, dass Kellermann mit seinem Werk, ohne es zu wissen, den ersten großen Kriegsroman geschrieben hat, denn er hat die Spannungen markiert, die darauf drängten, in einem großen Akt der Gewalt „befreit“ zu werden.⁴ Auffällig ist ohnehin die paramilitärische Organisation der technischen Arbeiten, und als es dann mit der Explosion zur offenen Krise kommt, stellt sich heraus, dass alle Vorgesetzten in der Tat bewaffnet sind und von diesen Waffen auch Gebrauch machen. Fuld zitiert Szenen, die den Arbeitskampf beschreiben, und es ist tatsächlich augenfällig, wie ähnlich literarische Beschreibungen des kurze Zeit später ausgebrochenen Krieges klingen. Fuld kommt zu dem Resümee: „Kellermanns Buch traf deshalb so genau den Nerv der Zeit, weil es die große Aktion zum Thema hat, die ersehnte Mobilisierung aller Kräfte und Talente im Kampf mit einem mächtigen Gegner. Erst im nachhinein versteht man, daß dieses Buch eine literarische Wunscherfüllung der Massenphantasie war: *Der Tunnel* war das erste Kriegsbuch – ein Jahr vor dem Krieg.“⁵

³ Kellermann, Bernhard: *Der Tunnel*. Berlin: Fischer, 1913, S. 402.

⁴ In Buchform abgedruckt in: Reich-Ranicki, Marcel (Hg.): *Romane von gestern – heute gelesen*. Band I, erweiterte, aktualisierte Ausgabe. Frankfurt a. M.: Fischer, 1996, S. 187ff.

⁵ Ebd., S. 188f.

Doch nicht nur der unmittelbar vor der Tür stehende Krieg wurde von Kellermann in seinem Roman gespürt und erfasst, sondern auch andere große Strömungen des 20. Jahrhunderts, zu denen nicht zuletzt in Begeisterung geratene Massenphantasie die Geschichte lenkte und trieb.

Ein wichtiges Moment, welches den Roman auch in der frühen Sowjetunion beliebt werden ließ, ist die rauschhafte Inszenierung technisch industrieller Großleistung. Mancherlei Textpassage ließe sich ohne große Umarbeitung in die hymnischen Prosagesänge auf die heroische Machbarkeit der Welt durch die proletarische Diktatur einarbeiten. *Der Tunnel* hat eine gewisse Verwandtschaft zu Büchern wie *Zement* oder dem Sowjetepos *Wie der Stahl gehärtet wurde*, ohne Vertrauen allerdings in die politische Reife der Arbeiterklasse, die bei Kellermann gänzlich triebgesteuert eher zu bloßen Racheaktionen oder innerer Zerstrittenheit neigt und daher nicht in der Lage ist, die Welt zu humanisieren. Über diesen Punkt mussten kommunistische Leser des Buches großzügig hinweglesen. Es bleibt jedoch das gewaltige Pathos, gleichsam die ganze Menschheit vereint zu sehen bei einem schier unmöglich scheinenden Willensakt, welches der frühen Sowjetunion nicht unbeträchtliche Dynamik verlieh und welches auch den Tunnelbauern die übermenschlichen Energien einflößte, ohne die Heroisches auch in der Technik nicht zu leisten ist. Wenn auch die Arbeiterbewegung als Perspektive des Fortschritts von Kellermann nicht entwickelt wird, so ist doch überdeutlich herausgearbeitet, dass der spekulations- und ausbeutungssüchtige Kapitalismus eine verabscheuungswürdige Gesellschaftsordnung ist, die bei aller Dynamik verheerendes Chaos heraufbeschwört. Lenin hätte seine Imperialismuskritik mit *Tunnel*zitatzen durchsetzen können, allein, dem Roman fehlt jede gesellschaftliche Perspektive, in die mehr Vertrauen gesetzt werden könnte.

Das wiederum macht das Buch selbst für rechte Diktatoren lesbar. Auch diese kommen ja ohne pathetisches Zusammenschmelzen von Massenenergie und Massenphantasie, ohne den kollektiven Glauben an die erlösende Kraft des Wahnsinns, nicht aus. War schon davon die Rede, dass Kellermann den Ersten Weltkrieg vorwegnimmt, so gilt das noch mehr für den Zweiten Weltkrieg. Der konnte sich auf noch orientierungslosere Massen bei technisch rasant gesteigerten Möglichkeiten stützen. Ist der Tunnelbau der rücksichtslose und totale Krieg gegen die natürlichen Grenzen menschlichen Willens, so erinnert er in der Vorwegnahme bereits an den faschistischen Krieg. Das hat mit dem erklärten Willen Kellermanns freilich nichts zu tun, sondern allein mit seiner prophetischen Kraft. Er ahnte sehr genau den Charakter seines Jahrhunderts und hat ihn vor seiner Entpuppung beschrieben.

Ganz direkt und in erster Linie aber feiert der Roman einen anderen Mythos, den des *American way of life*. Der Tunnel ist schließlich so recht ein Projekt nach dem Geschmack des Landes der unbegrenzten Möglichkeiten. Nicht nur, dass die wichtigsten Vorantreiber des Tunnels, der Erfinder und Macher MacAllen und das Finanzgenie Woolf, Männer sind, die sich dank ihrer eigenen Kräfte von ganz unten zu Giganten heraufgearbeitet haben, die ganze Dynamik des Projektes ist durch und durch amerikanisch. Der Autor Kellermann selbst ist von der Kraft dieses amerikanischen Geistes regelrecht angesteckt, sonst hätte er sich rein sprachlich nicht zu einer derartigen Dynamik hinreißen lassen können, die seinem Buch den soghaft mitreißenden Ton verleiht. Es sind nicht nur die massiven englisch-amerikanischen Einschübe ins

Deutsche, an die wir uns inzwischen längst gewöhnt haben und wahrscheinlich noch viel extensiver gewöhnen werden, es ist vielmehr der berauschte Schwung von Syntax und Metaphern, der dem Buch Suggestivkraft verleiht. Der Bestsellerwirbel um das Werk, seine mehrfache Verfilmung, das sind ja Dinge, die in Miniatur das Thema selbst in der Wirklichkeit nachsimulierten. In der Kellermann'schen Fiktion kauft die ganze Welt atemlos Tunnelaktien, in der Wirklichkeit kauft sie atemlos seine Bücher.

Beim jungen Brecht – ausgeprägt im Stück *Aufstieg und Fall der Stadt Mahagonny* – finden wir eine ganz ähnliche Amerikainfizierung, vierzehn Jahre nach Erscheinen des *Tunnels*. Nicht zuletzt wegen dieser vierzehn Jahre vermag Brecht das Land der unbegrenzten Möglichkeiten messerscharf auch als das Land der unbegrenzten Barbarei zu zeigen, doch auch Brecht hätte sein Opernstück nicht so überzeugend schreiben können, hätte ihn der amerikanische Geist kalt gelassen. Kellermann hat ihn noch nicht, den kalt-berauschten Abstand zu Amerika, doch auch bei ihm sind die barbarischen Dimensionen der Unbegrenztheit deutlich entwickelt.

Brecht nennt sein Mahagonny auch Netzstadt, weil sie ihre Bewohner mit Netzen fängt und verstrickt. Im Geist dieser Stadt liegt bereits die Vernetzung der Welt, wie wir sie heute kennen, benutzen und uns von ihr benutzen lassen. Auch im *Tunnel* Kellermanns ist dieser Geist. Amerika und Europa sind inzwischen viel enger miteinander vernetzt, als das ein Tunnel hätte leisten können. Dies ist vielleicht der frischeste und aktuellste Mythos, den Kellermann schon anzudeuten wusste. Auch bei ihm ist das Industriespektakel bereits ein Mediengroßereignis, es wird gefilmt, wo immer es etwas zu sehen gibt, und auch die damalige Medienwelt ist vor allem katastrophensüchtig. Als der Wolkenkratzer des Tunneltrustes in New York brennt, ist der Mann mit der Filmkamera kaum aus den Flammen zu treiben, so lüstern ist er auf Bilder. Im fertigen Tunnel am Ende des Romans rasen nicht nur Züge mit 295 km/h Spitzengeschwindigkeit, auch „die submarine pneumatische Expreßpost“⁶ hat ihren Betrieb aufgenommen.

4. In den Maschen der vernetzten Welt

Aus der Kommunikationsvernetzung ist inzwischen längst Herrschaftsvernetzung geworden. Wie stark Kellermanns *Tunnel* in die Jahre gekommen ist, das verdeutlichen nicht nur die immer wieder auftauchenden Pferde als Nahverkehrsmittel, sondern vor allem Sätze, die damals noch im Brustton erstrebenswerter Utopie gesagt werden konnten und die heute politisch geradezu fatal klingen. So etwa verspricht der Kapitalgeber C.H. Lloyd: „Europa wird ein Vorort Amerikas werden.“⁷ Damals ließ sich noch als Versprechen sagen, was heute als Verfluchung bekämpft und zurückgewiesen wird: Globalisierung als Unterwerfung des Erdballs zugunsten monopolistisch zentralisierter

⁶ Ebd., S. 394.

⁷ Ebd., S. 69.

Herrschaftsgewalt, die sich so weit verfeinert hat, dass sie vielleicht auch den Norden Amerikas nicht mehr braucht, um überall Herrschaft auszuüben: die Welt als Vorort eines Ortes, den es nicht mehr gibt, weil er sich in die Virtualität verflüchtigt hat.

Schon Kellermanns Tunnel verschluckte die besten Kräfte der Welt, kein Baum in Brasilien konnte mehr sicher sein, im transatlantischen Tunnellabyrinth nicht dringend gebraucht zu werden. Heute sind wir entschieden weiter. Wir wissen, dieser Baum steht auf der Rechnung, er wird gebraucht, virtuell ist er bereits gefällt und zum Luxusmöbelstück in Wiesbaden zersägt, geschliffen und lackiert. Universale Verfügbarkeit, das heißt eben auch, nichts ist mehr sicher vor nichts. Ist irgendwo etwas los auf der Welt, so stehen dort bereits fotografierende Japaner, sich selbst bedienende Amerikaner, grölende Bierbauchdeutsche, Ungarn mit melancholischen Pferden und süßen Pirochkas, die Welt wird zum perfekt funktionierenden Klischee. Sie fühlt nicht mehr.

Jeder kann es am eigenen Leib spüren. Ist er unvorsichtig und hat etwas Spezifisches auf dieser großen Welt tief in sein Herz geschlossen, so muss er Angst haben, dass es ihm dank Vernetzung rasch genommen wird. Nehmen wir nur einen deutschen Mann. Er liebt den Fußballclub seines Städtchens, dieser Club hat nach vielen mageren Jahren endlich Glück, Talente wachsen heran und spielen hoch bezahlte Mannschaften großer Städte an die Wand. Das Glück ist von kleiner Dauer, denn es wurde von der Scharfäugigkeit des Netzes längst bemerkt, und in wenigen Wochen sind alle genialen Spieler nach Madrid und Manchester verkauft. Der frustrierte Fan sieht sie nur mehr im Fernsehen, verschlüsselt.

Kellermanns Buch steckt voller Dämonen, doch ist bei ihm alles Dämonische immer noch nur die Kehrseite des gleichfalls ständig präsenten Heroischen, gerade wenn er von den gigantischen Möglichkeiten der Technik erzählt. Die Schlacht zwischen den Dämonen und den Heroen bleibt im *Tunnel* unentschieden, das Buch endet sogar mit einem verhaltenen Optimismus.

Der Dämon der Charakter demolierenden Wirkungen des technischen Fortschritts ist wohl derjenige, der in Zukunft an Aktualität noch gewaltig gewinnen wird. Kellermann demonstriert dieses Problem geradezu an der Figur eines Juden aus der ungarischen Tiefebene, und damit wären wir zugleich bei den magyrischen Dimensionen der Weltuntertunnelung.

5. Armes Ungarn

Nicht nur ungarisches Holz fließt in die Tunnelgänge: „In Schweden, Rußland, Ungarn und Kanada wurden Wälder niedergemäht.“⁸ Auch Menschen geraten in den Sog der Baustelle.

Der namhafteste Ungar im Tunnelprojekt ist S. Woolf. Ohne sein finanzielles Genie hätte das ganze Unternehmen keine Chance gehabt. Der amerikanisch anmutende

⁸ Ebd., S. 82.

Name täuscht, seine Wurzeln liegen in Ungarn: „Bis zu seinem zwölften Jahre hatte er als Samuel Wolfsohn den Schmutz eines ungarischen Nestes, Szentes, an den Füßen herumgeschleppt und sich von Zwiebeln ernährt. Sein Vater war Leichenwäscher und Totengräber.“⁹

Durch ihn, auf den noch ausführlicher eingegangen wird, kommt eine zweite ungarische Figur in den Horizont der Romanhandlung, das Mädchen Juliska, eine Person am Rande der Handlung, die aber ein Klischee markiert, das heute durch kommerzielle Fernsehsender von Spiegel TV bis Vox gepflegt und gehegt wird und sicherlich entscheidender das Bild der Magyarin prägt als Liselotte Pulver mit ihrer Verkörperung der Piroska, an die man immer wieder denken muss: die schöne Ungarin auf der schrägen Bahn.

Woolf steckt gegen Ende des Romans in einer tiefen Krise und kann sich nur noch durch sinnliche Ablenkung stabilisieren. So gerät ihm Juliska in die Fänge:

Bei Tisch vermochte er keinen Bissen über die Lippen zu bringen, aber er trank große Mengen Burgunder. Er trank und trank, wurde heiß im Kopf, aber nicht betrunken.

„Wir wollen Musik und Tänzer bestellen, Renée“, sagte er. Renée telefonierte an ein ungarisches Restaurant im Judenviertel, und nach einer halben Stunde waren die Tänzer und Musiker da.

Der Primas der Kapelle kannte Wolfs Geschmack und hatte ein junges, schönes Mädchen, das direkt aus der ungarischen Provinz kam, mitgebracht. Das Mädchen hieß Juliska und sang ein kleines Volkslied, so leise, daß man sie kaum hörte. [...]

Die schöne junge Ungarin, die der smarte Primas mitgebracht hatte, gefiel S. Woolf. Er richtete häufig seinen Blick auf sie, aber sie wich scheu mit den Augen aus. Darauf winkte er den Primas heran und flüsterte mit ihm. Eine Weile später verschwand Juliska.

Punkt elf Uhr verließ er Renée. Er schenkte ihr einen seiner Brillantringe. Renée liebte mit ihren Lippen sein Ohr und fragte ihn flüsternd, weshalb er nicht bleibe. Er gebrauchte seine alte Ausrede, er habe zu arbeiten, und Renée runzelte die Stirn und verzog das Mündchen.

Juliska wartete bereits in Wolfs Wohnung. Sie zitterte, als er sie berührte. Ihr Haar war braun und weich. Er goß ihr ein Glas Wein ein, und sie nippte gehorsam daran und sagte sklavisch: „Auf ihre Gesundheit, Herr!“ Dann sang sie auf seinen Wunsch ihr kleines melancholisches Volkslied, wiederum so leise, daß man sie kaum hörte.

Két lányá volt a falunak – sang sie – két virága; mind a kettő úgy vágyott a boldogságra...

Zwei Mädchen hatte das Dorf, zwei Blumen. Beide sehnten sich nach dem Glück; die eine führte man zum Traualtar, die andere brachte man zum Friedhof. [...]

Nach einer Weile schnaubte er sich die Nase und sagte weich und leise: „Das hast du gut gemacht, was kannst du sonst, Juliska?“

Sie sah ihn mit traurigen, braunen Augen an, die an die Augen eines Lamas erinnerten. Sie schüttelte den Kopf. „Nichts, Herr“, flüsterte sie verzagt.

Woolf lachte nervös. „Das ist nicht viel!“ sagte er. „Höre, Juliska, ich will dir tausend Dollar geben, aber du mußt tun, was ich dir sage?“

„Ja, Herr“, antwortete Juliska ergeben und ängstlich.

⁹ Ebd., S. 114f.

„So kleide dich aus. Geh ins Zimmer nebenan.“

Juliska neigte den Kopf: „Ja, Herr.“

Während sie die Kleider ablegte, saß S. Woolf regungslos im Sessel und starrte vor sich hin. [...] Als er nach einiger Zeit aufblickte, sah er Juliska ausgekleidet, halb in die Portiere gewickelt, unter der Tür stehen. Er hatte sie ganz vergessen gehabt.

„Komm näher, Juliska.“ Juliska trat einen Schritt vor. Die rechte Hand hielt noch immer die Portiere fest, als wolle sie die letzte Hülle nicht aufgeben.

S. Woolf betrachtete sie mit Kennerblicken und der nackte Mädchenkörper brachte ihn auf andere Gedanken. Obwohl noch nicht siebzehn Jahre alt, war Juliska doch schon ein Weibchen. Ihr Becken war breiter, als die Kleider ahnen ließen, ihre Schenkel runde Säulen, ihre Brüste klein und fest. Ihre Haut war dunkel. Wie aus Erde gebacken und in der Sonne getrocknet war sie.

„Kannst du tanzen?“ fragte S. Woolf.

Juliska schüttelte den Kopf. Sie sah nicht auf. „Nein, Herr!“

„Hast du bei der Weinlese getanzt?“

„Ja, Herr!“

„Hast du Tschardasch getanzt?“

„Ja, Herr!“

„So tanze Tschardasch!“

Juliska sah sich hilflos um. Dann tanzte sie, mehr aus Angst als um des hohen Lohnes willen. Sie machte ungeschickt die Bewegungen der Arme und Beine. Unbekleidet wußte sie mit ihrem Körper nichts anzufangen. Sie trippelte, als ginge sie auf Scherben. Ihre Augen standen voll Wasser und ihre Wangen brannten vor Scham. Ach, ihre Füße, ihre Füße, die nicht ganz rein waren, wo sollte sie sie denn hintun?

Sie war herrlich. Viele Jahre lang hatte S. Woolf diese rührende Schamhaftigkeit nicht mehr gesehen. Er konnte sich nicht sättigen an ihrem Anblick. „Tanze, Juliska!“

Und Juliska hob ungeschickt Beine und Hände, und die Tränen tropften aus dem zurückgeworfenen Kopf auf ihre Brust herab. Dann stand sie still und zitterte.

„Wovor hast du Angst, Juliska?“

„Ich habe keine Angst, Herr!“

„So komm näher!“

Juliska kroch näher. Jetzt wird er es tun! Dachte sie, und sie dachte an das Geld.

Aber S. Woolf tat es nicht.¹⁰

Woolf, der hier das unschuldige Mädchen vom ungarischen Lande zu den ersten Stufen der Prostitution führt, hat auf eine ganz andere Weise ebenfalls mit dem Problem der Prostitution in eigener Sache zu kämpfen, denn bei allem Erfolg seiner rasanten Laufbahn aus dem ungarischen Nichts zum weltbeherrschenden Finanzmann wird er von Kellermann als eine Figur gezeichnet, die seelisch keinerlei Rückhalt und Heimat findet, weil sie sich mit jedem Schritt intensiver verkauft und verliert.

Mit dreizehn Jahren kam er als Lehrling in eine Bank nach Budapest, wo er fünf Jahre blieb. Hier in Budapest begann ihn zuerst ‚der Rock zu zwicken‘, wie er sich ausdrückte. Ausgehöhlt von Ehrgeiz, Verzweiflung, Scham und Machtgelüsten war er, krank von tollen

¹⁰ Ebd., S. 302ff.

Wünschen. Er sammelte sich zu einem verzweifelten Sprung. Obacht, nun kam er! Und Samuel Wolfsohn schuftete Tag und Nacht, die Zähne zusammengebissen, mit wütender Energie. Er lernte Englisch, Französisch, Spanisch Russisch, Polnisch. Und siehe da, sein Gehirn saugte diese Sprachen ohne große Schwierigkeiten auf wie ein Löschblatt die Tinte. Er machte sich an Teppichhändler, Orangenverkäufer, Kellner, Studenten, Taschendiebe heran, um sich in der Aussprache zu üben. Sein Ziel war Wien! Er kam nach Wien, aber auch hier zwickte ihn der Rock. Er kam sich wie mit tausend Riemen gefesselt vor. Sein Ziel war Berlin! Samuel Wolfsohn ahnte die Marschrouten. Er nagelte noch weitere hunderttausend Vokabeln in sein Gedächtnis und lernte die ausländischen Zeitungen auswendig. Nach drei Jahren gelang es ihm, gegen einen Hungerlohn als Korrespondent bei einem Börsenmakler in Berlin anzukommen. Aber auch in Berlin zwickte ihn der Rock! Hier war er plötzlich Ungar und Jude. Er sagte sich, daß der Weg über London führen müsse, und bombardierte die Londoner Bankhäuser mit Offerten. Ohne Erfolg. Die in London brauchten ihn nicht, aber er, Samuel Wolfsohn, wollte sie zwingen, ihn zu brauchen. Sein Instinkt wies ihn auf Chinesisch hin. Sein Gehirn saugte auch diese schwierige Sprache auf; die Aussprache übte er mit einem chinesischen Studenten, dem er als Entgelt Briefmarken verschaffte. Samuel Wolfsohn lebte elender als ein Hund. [...] Er ließ sich taufen, wurde Katholik, obgleich es niemand von ihm verlangte. Er machte Ersparnisse (der alte Wolfsohn konnte seine Leichenwäscherei aufgeben) und ging nach Amerika. Endlich konnte er frei atmen! Er hatte endlich einen weiten Rock an, in dem er sich wohlfühlte. Die Bahn war frei, alle Geschwindigkeitsenergien, die er in sich aufgespeichert hatte, konnte er entfesseln. Resolut stieß er die Endsilben seiner Namen ab, wie eine Eidechse den Schwanz, und nannte sich Sam Wolf. Damit aber niemand auf den Gedanken kommen sollte, er sei ein Deutscher, schob er noch ein o ein. [...] Er lag wie ein Vollblutamerikaner im Thronessell der Schuhputzer. Damit war aber die Zeit vorbei, da man ihn in jede beliebige Form pressen konnte, dreieckig, viereckig, kugelförmig, wie es sein mußte. S. Woolf stoppte ab. Er hatte diese Verwandlungen nötig gehabt, um er selbst zu werden.¹¹

Diese vollendete Selbstwerdung aber bleibt im Falle S. Woolf ein Zustand, der immer wieder heftig in Erschütterung gebracht wird:

Und er hatte zu seinem nicht geringen Schrecken herausgefunden, daß er ein ganz alltäglicher Mensch war! Er kannte den Markt, den Weltmarkt, er war ein Kursbericht, ein Börsentelegraph, ein Mensch mit Zahlen angefüllt bis unter die Nägel seiner Zehen – aber was war er sonst? War er, was sie eine Persönlichkeit nannten? Nein. Sein Vater, der zweitausend Jahre hinter ihm zurück war, war trotz allem mehr Persönlichkeit als er. Er aber, er war Österreicher geworden, Deutscher, Engländer, Amerikaner. Bei all diesen Verwandlungen hatte er Haut gelassen und nun – was war er nun? Ja, der Teufel hätte sagen können, was er nun eigentlich war!¹²

Und als er dann als Geschäftsmann Fehler über Fehler begeht, als sein rasanter Abstieg beginnt, da drückt sich diese Krise auf eigenartige und doch nachvollziehbare Weise aus:

¹¹ Ebd., S. 115ff.

¹² Ebd., S. 170.

Er sprach Ungarisch! Auch das war merkwürdig, denn gewöhnlich machte er seine Geschäfte in Englisch, der einzigen Sprache, in der man über Geld richtig reden kann.¹³

Am Ende fällt er dann in das Stadium zurück, dem er weit entkommen zu sein schien:

Er ging gebückt, schlüpfend, mit eingebogenen Knien, ganz wie der alte Wolfsohn dahinschlürfte, den das Schicksal zur Demut zugeritten hatte. Und eine Stimme hatte in ihm geflüstert – so deutlich: der Sohn des Leichenwäschers!¹⁴

S. Woolf ist die Figur des Romans, die am stärksten Ablehnung und Hass auf sich zieht. Eine sicherlich nicht unbeträchtliche Quelle des Antisemitismus ist hier von Kellermann mit dieser Figur gezeichnet worden. Die international erfolgreichen Juden sind eine Vorhut, die Globalisation exemplarisch immer schon gelebt und entsprechend erlitten haben, und diese Globalisation ist ein Akt von enormer Gewalt, gegen den sich überall dort naturwüchsig Widerstand rührt, wo Natur noch ortsgebunden wüchsig ist. Dass aus dieser berechtigten Gegengewalt eine emanzipatorische Kraft wird und nicht eine blindwütig barbarische (faschistische), das ist mit Sicherheit die größte Herausforderung unserer Gegenwart, von deren Kindheitsgeschichte Kellermanns Roman so eindrucksvoll handelt.

Sprach Novalis von den Kräften der Poesie, die uns überall zuhause sein lassen, so arbeiten die Techniker dieser Welt heute ungleich stärker als 1913 daran, dass wir überall fremd sein werden, indem sie uns suggerieren, uns gehöre die Welt. Aus Fiktion wird Virtualität, aus Virulenz Suggestion. Die Potenzen der Menschheit werden potenziert, doch der sinnliche Mensch verschwindet. Wir sind überall und universal, aber wir sind nirgends zuhause.

¹³ Ebd., S. 287.

¹⁴ Ebd., S. 310.